



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

-o. W.-: Berliner Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

cisten, Professor Carl Diezel die wissenschaftliche Erörterung noch einmal auf. Alles was über die Nothwendigkeit und die Vortheile der Straßburger Hochschule Diezel hier ausspricht, wird jeder deutsche Patriot gerne und freudig unterschreiben. Und daß in ausreichendem, ja in großem Style die Universität dort dotirt werden solle, auch in diesen Wunsch wird man gerne einstimmen. Nicht genau nach dem Schema unserer bisherigen Universitäten wünscht Diezel die neue eingerichtet zu sehen: mit warmem Nachdruck empfiehlt er die Bildung einer rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät, die besondere Betonung und Pflege der staatswissenschaftlichen Studien. Jüngst hat in diesen Blättern (v. 13. October) noch eine andere akademische Stimme einen ähnlichen, nur noch weiter gehenden Vorschlag gemacht. Die staatswissenschaftlichen Fächer sollten aus der philosophischen in die juristische Facultät verpflanzt und zugleich die bisherige philosophische Facultät in zwei, eine philologisch-historisch-philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche zerlegt werden. Ueber das Letztere äußert sich Diezel nicht weiter, das erstere entspricht durchaus auch seinen Ideen. Nothwendig scheint uns Beides zu sein. Und auch dies, daß man dort, wo man neugründen muß, nicht den alten Bopf dem jungen Kind erst noch einmal umbinde, um ihn doch nächstens abzuschneiden, auch das scheint uns so einleuchtend wie selbstverständlich zu sein. Dem begeisterten Plaidoyer Diezels für die Verdienste der volkwirthschaftlichen Factoren um unser werdendes Deutschland kann nichts erhebliches eingeworfen werden: aber ob sich empfehlen wird, in der von ihm befürworteten Weise gerade Straßburg zu einer Art Musterhochschule specieell für die cameralistischen Fächer zu machen, das scheint uns nicht so außer Frage zu stehen. Einen besonders erheblichen Grund, der nicht auch für die Bevorzugung anderer Fächer ähnlich geltend gemacht werden könnte, haben wir nicht gefunden. Gerade die universitas litterarum, das Gegentheil französischer Einrichtungen, soll helfen, die Geister der jüngeren Generationen im neuen Reichslande uns zu gewinnen und an uns zu fesseln.

---

## Berliner Briefe.

Das Jahr 1871 hat für die Berliner mit einer schmerzlichen Enttäuschung geschlossen. Mehr selbst als auf das Weihnachtsfest hatte man sich auf die Volkszählung gefreut, welche es bekunden sollte, daß die Hauptstadt Preußens und Deutschlands nun wirklich zur Weltstadt geworden ist, was doch nach

den Begriffen unseres Zeitalters nicht gut ohne eine Million Einwohner der Fall sein kann. So sehr freilich hatten sich die Hoffnungen der Berliner nicht verfliegen, und mit zehn Procent Rabatt von jener Zahl hätten sie ihre Ansprüche stolz aufrecht erhalten, aber nur 828,000 Einwohner zu zählen, ist geradezu demüthigend, und fehlt nicht an Leuten, welche behaupten, daß die Zählung nicht sorgfältig genug ausgeführt worden sei und daß sich die Fehlenden, um einen echt Berliner Ausdruck zu gebrauchen, „gedrückt“ haben müssen. Bescheidenern Ansprüchen kann freilich genügen, daß die Stadt in den letzten vier Jahren um 125,000 Seelen zugenommen hat, ein Zuwachs, der für sich allein schon die Bevölkerung einer Stadt ausmacht; aber wir streben nun einmal nach Höherem und wenn man die Klagen über die Wohnungsnoth berücksichtigt und den Jammer mancher Leute über die schrankenlose Freizügigkeit, welche Berlin mit dem Proletariat des ganzen Staates überschwemmen sollte, so ist allerdings überraschend, daß gerade unter der Wirksamkeit des letzteren Gesetzes der Zuwachs geringer geworden ist, als in der zunächst vorhergegangenen Periode. Wenn überschwängliche Erwartungen nicht erfüllt worden sind, so wird doch die Enttäuschung die gute Folge haben, daß eine der Klagen über den Einfluß der neuen Socialgesetzgebung aufhört. Trotz der unbeschränktesten Freizügigkeit werden nicht mehr Leute hierherkommen, als ihr Brot reichlicher wie zu Hause verdienen können, und in dem Augenblicke, wo die Steigerung der Miethen oder städtischen Abgaben oder irgend ein anderer Umstand die Chancen verringert, wird auch der so sehr gefürchtete Strom der Einwanderung nachlassen; ganz abgesehen davon, daß die deutschen Städte zweiten Ranges ungefähr in demselben Maße wachsen wie Berlin, sodaß von einer Absorption der Kräfte nicht die Rede sein kann. Im Gegentheil könnte man sich hier die Enttäuschung als eine Mahnung dienen lassen, denn wenn bei dem vorhandenen, natürlichen und nothwendigen Zug nach den großen Städten ein Nachlassen eintritt, wie es diesmal der Fall war, indem der Zuwachs, nach Procenten berechnet, kleiner war, als in dem vorhergegangenen dreijährigen Zeitabschnitt, so liegt der Grund darin, daß Berlin für die Auswärtigen gar nicht so viel Anziehungskraft hat, als von denjenigen behauptet wird, welchen bei jedem Wochenbericht der Polizei über die An- und Abgezogenen die Haare zu Berge stehen. Es ist wahr, die Stadt thut recht viel für die Schulen: das ist aber auch so ziemlich die einzige lobenswerthe Seite ihrer Verwaltung. Die Bürger jammern freilich immer, daß ihnen das Gesetz die Selbstverwaltung verkümmere, und als neulich die Polizei eine Pferdebahnconcession gegen den Willen der Commune verlieh, da gab der löbliche Magistrat diesen Klagen mit einem Pathos Ausdruck, daß der Casus Ewers gegen Pinkuß, so heißen die Schützlinge beider Parteien, verdiente melodramatisirt zu werden.

Wenn man etwas ehrlicher sein wollte, würde man sich sagen können, daß trotz einer mangelhaften Gesetzgebung doch ein recht breiter Platz für die Selbstverwaltung vorhanden wäre, sobald man nur will. In unsern Ohren hallt noch der Ausdruck der Entrüstung wieder, mit welcher man die Unthätigkeit der Polizei gegenüber der Berliner Sittenlosigkeit als die Quelle alles Uebels anklagte. Die Polizei hat gewiß Unrecht gehabt, daß sie den Louis nicht besser auf die Finger gesehen hat und dem Treiben in gewissen Localen nicht energischer steuert. Thut denn aber die Einwohnerschaft, was sie thun kann, thut sie irgend etwas? Bewahre nein! Dafür ist ja eben die Polizei da! In jedem der Zugstücke auf den hiesigen kleinen Theatern können Sie die allerunzweideutigsten Zweideutigkeiten als die eigentliche Würze des Abends hören, ohne daß sich nur eine Stimme dagegen erhebt. Vielleicht nimmt man an, daß es Sache des anwesenden Polizeileutnants sei, die Moralität zu wahren. Wer könnte die Bürgerschaft verhindern, eine sehr weitreichende Sittenpolizei zu üben, wenn sie eine Censur ausübte gegen die Hauswirth, wie die Miether, welche das sociale Uebel, seit es „decentralisirt“ ist, überall sich einnisten lassen, wenn es Leute, welche aus der Begünstigung und Förderung der Immoralität Erwerb ziehen, mit einer Makel belegte. Aber da heißt es im weitesten Sinne: Non olet!

Ich las gestern irgendwo, Weihnachten habe den Hauseigenthümern Berlins ein sehr schönes Geschenk gemacht, denn die Werthe der Häuser seien in den letzten zwei Monaten um 25 Procent gestiegen. Ja, das muß man gestehen, darin sind diese braven Leute unermülich gewesen, die Preise der Häuser (und natürlich auch der Miethe) immer höher zu treiben, aber daß sie bei den ungeheuren Gewinnen auch daran denken sollten — etwas für das Wohl der ärmeren Klassen zu thun — Gott bewahre! Ich habe mir in diesen Tagen die Verbindungsbahn angesehen, welche vom 1. Januar dem Personenverkehr eröffnet werden soll, als Hülfe gegen die Wohnungsnoth. Eine sehr billige Hülfe, bei welcher die Berliner gar kein Opfer zu bringen haben und nur die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahndirection, welcher die Verwaltung übertragen ist, einige Mühe haben wird. Die Bahn läuft in weitem Kreise um die Stadt, aber wo die Stadt sich ihr nähert, da sehen Sie funkelneue jene fürchterlichen fünfstöckigen städtischen Miethekasernen, welche den Fluch der neuen Stadttheile Berlins bilden und vor welchen die Erweiterung der Stadt retten soll, und auf der andern Seite die Dörfer, welche, meistens aus kleinen Einzelbesitzungen bestehend, nicht darauf eingerichtet sind, eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung aufzunehmen. Außerdem erinnert die Einrichtung der Verbindungsbahn lebhaft an die Hausfrau, welche, um das Fleisch 6 Pfennige billiger zu kaufen, fünf Silbergroschen für eine Droschke bezahlt. Die Fahrten auf der Verbindungsbahn sind sehr

billig, aber ehe man aus der Mitte der Stadt an die Verbindungsbahn gelangt, hat man eine Geld oder Zeit kostende Reise zu machen.

Und wieder hier. In der Mitte der Stadt existirt die berüchtigte Königsmauer. Seit Jahrzehnten gehen die Communalbehörden mit der Absicht um, diesen Schandfleck zu entfernen. Es sind im Ganzen 50 Häuser und Häuschen, die Straße soll ja nicht von der Erde verschwinden, man könnte mit der Anlage einer neuen sogar ein sehr gutes Geschäft machen, aber es ist unmöglich: Non possumus!

Vor sieben Jahren lagen sich der Bürgermeister und die Stadtverordneten Berlins in den Haaren. In einer hiesigen Zeitung erschien eine Reihe anonymen, brillanter Aufsätze, welche nach dem allgemeinen Urtheil dem Oberbürgermeister zugeschrieben wurden, oder doch von ihm inspirirt sein mußten. Darin hieß es einmal: „Es ist ein wunderliches, echt deutsches Phantasma, eine große Täuschung, die gedankenlos von Lehrbuch zu Lehrbuch, von Generation zu Generation sich fortschleppt, daß die Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung die Quelle der staatlichen Freiheit, die Schule von Staatsmännern sein könne, während sie im besten Falle bei den heutigen Staatszuständen nur Symptom einer freieren Gestaltung des Staatswesens und einer weisen Beschränkung der unmittelbaren Staatsthätigkeit sein kann.“

Die Stelle kam mir in Erinnerung, als ich in einem Aufsätze von Bamberger aus dem Jahre 1870 über die Aufhebung der indirecten Gemeindeabgaben in Belgien, Holland und Frankreich (ein Aufsatz der gerade jetzt, wo endlich die Schlacht- und Mahlsteuer aufgehoben werden soll, wohl verdient, noch einmal studirt zu werden\*) den einleuchtenden Satz las: „die Geschichte städtischer Finanzverwaltungen aus älterer und neuerer Zeit wäre sehr wohl angethan, die bösen Nachrichten zu zügeln, welche in unseren Tagen den Geist staatlicher Centralisation auf Schritt und Tritt verfolgen. Irren sich schon die Franzosen, wenn sie meinen, alle ihre Schmerzen seien aus diesem einen Punkte zu curiren, so fehlen wir Deutsche um so mehr, wenn wir, die an der entgegengesetzten Krankheit, wie jene, laboriren, das nämliche Feldgeschrei annehmen. Möchte die Zeit bald vorüber sein, in der man wähnt, Licht, Kraft und Freiheit aus der Zerstückung statt aus der Zusammenfassung der Denk- und Willenskräfte einer Nation zu gewinnen.“

Das war vor dem Kriege geschrieben und lediglich in Hinblick auf städtische Verwaltung. Wer aber diese aufmerksam verfolgt, wird gewiß die Ansicht gewinnen, daß es keinesweges die Aufsicht des Staates ist, welche die Selbstthätigkeit verhindert, und daß überhaupt das treibende, belebende Element in unseren gegenwärtigen Zuständen aus der Mitte, dem Herzen

\*) Faucher's Vierteljahrschrift. 1870. Bd. I. Auch in bes. Abdr. erschienen.

kommt. Ein politisch wirksames Parlament (d. h. der Reichstag, nicht die preußischen Kammern, welche sich in seltsamen Illusionen wiegen); eine Regierung, die im wesentlichen mit diesem übereinstimmt, große nationale Gedanken — das sind die Grundbedingungen, wenn die Selbstverwaltung in Stadt und Kreis zu Dem werden soll, was man von ihr erwarten kann.

— o. W. —

### Gabriel Kieffer.\*)

In der Frankfurter Versammlung 1848 und 1849 hat unter den angesehensten Persönlichkeiten der nationalen Parteien der hamburgische Jude Gabriel Kieffer eine Stelle behauptet, ein reichbegabter, bescheidener, zuversichtlich patriotischer, überzeugend liebenswürdiger Mann, wie er in den „Brustbildern aus der Paulskirche“ uns gezeichnet wird. Als Schriftsteller war er zuerst bekannt geworden; und so haben seine Freunde und Verehrer 1867 seine „gesammelten Schriften“ mit einer biographischen Einleitung noch einmal zusammengedruckt. Jedoch ist diese Sammlung nicht zum Gemeingut des Gesamtpublikums gemacht worden; heute aber, da das Ziel, dem Kieffer zugestrebte hatte, erreicht ist, heute glaubt der Verfasser jener für die Freunde zunächst bestimmten Lebensskizze sie auch weiteren Kreisen bieten zu sollen. Man kann sich dessen nur freuen, wenn auch die Bemerkung nicht unterlassen werden darf, daß die Spuren jener früheren engeren Bestimmung des Buches recht wohl von dem Leser heute empfunden werden. Sehr viele Familiengeschichten, sehr viele Briefmittheilungen sind hier gegeben, welche dem Publikum außerhalb der Freundeskreise kaum ein Interesse abgewinnen und auch vielleicht bisweilen besser nicht vor die große Oeffentlichkeit gebracht wären. Zu weit geht in unseren Tagen die Neigung, von Menschen, die irgendwo einmal an die Oeffentlichkeit getreten und irgend einmal, vielleicht nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, deshalb nun alle Privatverhältnisse und alle Einzelheiten ihrer Lebensgeschichte zu erzählen. Nur bei solchen Menschen, welche bestimmend in die Geschichte ihrer Zeit eingegriffen haben, rechtfertigt sich eine so eingehende Biographie. Man halte uns nicht Perthe's Leben entgegen, oder Dahlmann's oder Niebuhr's oder Matthys's: das sind doch ganz andere Verhältnisse, ganz andere Menschen, als Gelehrte

\*) Gabriel Kieffer's Leben nebst Mittheilungen aus seinen Briefen von Dr. W. Jäcker mit Kieffer's Porträt. Zweite unveränderte Ausgabe. Frankfurt und Leipzig, 1871.